

Einleitung

Kultur – Übersetzung – Lebenswelten: die Reihenfolge der Begriffe im Titel dieses Bandes ist nicht zufällig. Sie stehen aber weder für die Logik einer linearen Entwicklung, noch bilden sie als bloße Parataxe ein dreigliedriges Panorama ab. Die drei Begriffe markieren keine für sich abgrenzbaren Bereiche, sie sind vielmehr verschränkt in den Räumen menschlichen Handelns. Doch beim Blick auf diese Räume und Orte, die Kultur erst hervorbringen und Lebenswelten schaffen, wird ein Teil menschlichen Tuns leicht übersehen: Wir möchten ihn an dieser Stelle als ‚Übersetzungshandeln‘ bezeichnen.

Erst in jüngerer Zeit haben sich kultur- und translationswissenschaftliche Untersuchungen zunehmend mit den vielfältigen Formen des Übersetzungshandelns und mit kulturellen Übersetzungsprozessen befasst, und so gewinnt der translatorische Handlungsraum langsam an Kontur. Will man ihn freilich in seiner Ausdehnung genauer vermessen, dann scheint er oft noch immer wenig greifbar und nicht leicht zugänglich – sei es, weil ‚Übersetzungen‘ allzu selbstverständlich vonstatten gehen (kulturelle Übertragungen finden laufend statt und sind im Grunde Bestandteil aller kulturellen Prozesse), oder sei es umgekehrt, weil das Übersetzungshandeln primär als eine ganz spezifische Tätigkeit, nämlich ausschließlich als interlinguale Übersetzungspraxis begriffen wird.

Trotz der großen Zahl von höchst unterschiedlichen Praktiken, die vom interlingualen Übersetzen und Dolmetschen, von literarischen Adaptionen oder Abwandlungen, kreolisierenden Nachschöpfungen und Transformationen über den Transfer von Begriffen, Konzepten oder ganzen epistemischen Systemen bis hin zur Zirkulation von lebensweltlichen Handlungsmustern reichen, scheint sich dieser translatorische Zwischen-Raum der Wahrnehmung noch immer oft zu entziehen, so wie auch das übersetzende Subjekt in der allgemeinen Wahrnehmung hinter den Autoren, Texten und übersetzten kulturellen Semantiken oftmals verschwindet. Dies ist um so erstaunlicher, als dieses ‚Dazwischen‘ ein Raum voller Bewegung ist, ein Ort vielfältiger Kommunikations- und Vermittlungsleistungen, ein Ort des (Aus)Tauschens und (Aus)Handelns, der Reibung und des Konflikts, des Verstehens und Missverstehens, oder auch des ‚Transkreativen‘, um einen suggestiven Begriff des brasilianischen Dichters und Übersetzungstheoretikers Haroldo de Campos zu verwenden ... Es handelt sich, um es mit Jacques Derrida noch einmal anders hervorzuheben, um einen ‚relevanten‘ Raum, wo sich die ‚Relevanz‘ des Übersetzungshandelns am vielfachen Wortsinn von ‚relever‘ und an den transkulturellen Bewegungen dieses Wortfelds gleichsam ‚ablesen‘ lässt.¹

Vor diesem Hintergrund strebt dieser Band danach, das Übersetzungshandeln im weiteren Sinne in jenem Kontext zu betrachten, der genuiner Gegenstand der Kultur-

¹ Jacques Derrida, „Qu’est-ce qu’une traduction ‚relevante‘?“ In: *Quinzièmes assises de la traduction littéraire (Arles 1998)*. Arles: Actes Sud 1999, S. 21–48.

wissenschaften ist, also im Kontext der Reflexion über die vielschichtigen Räume menschlichen Handelns. So erklärt sich auch die mittige Position, die das Übersetzungsthema in unserem Band einnimmt, als eine Position ‚dazwischen‘ – als Schnittfläche und Kontaktzone, aber auch als Reibungsfläche. Sie ist auf der einen Seite von fünf Studien umgeben, die über den Ort, die Aufgaben und Strategien der Kulturwissenschaften in verschiedenen nationalen Wissenskulturen reflektieren. Auch hier kommen immer wieder historische und aktuelle Austausch- und Übersetzungsprozesse zur Sprache, denn gerade die Kulturwissenschaften sind ein Feld in internationaler Bewegung. Auf der anderen Seite, im letzten Teil des Bandes, beleuchten drei Studien ihrerseits die lebensweltliche Relevanz kulturwissenschaftlicher Forschung und ihrer Vermittlung an konkreten Beispielen: Übersetzung geht hier in den weiten Bereich einer Deutungslehre über, die sich auf das Verständnis des Alltäglichen, auf Erinnerungsspuren und auf die Ethik einer am Leben orientierten Wissenschaftspraxis richtet.

Die Beiträge gehen auf eine kulturwissenschaftliche Ringvorlesung am Fachbereich Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim zurück. Trotz der Vielfalt an Perspektiven, die sich in einer kultur- und translationswissenschaftlichen Disziplinen-Konstellation ergeben, scheinen in den Beiträgen, so meinen wir, immer wieder Momente auf, die auf gemeinsame Bahnen und Bewegungen in den wissenschaftlichen Kraftfeldern verweisen, entlang derer sich neue Erkenntnismöglichkeiten auftun.

Den ersten Teil „Kulturwissenschaften – internationale Horizonte“ eröffnet Hans-Jürgen Lüsebrink mit der Frage, ob und wann sich die Kulturwissenschaft als disziplinenübergreifender Metadiskurs oder aber als Teildisziplin versteht. Mit einem vergleichenden Blick erläutert der Beitrag die Verwendungsweisen des heutigen Kulturbegriffs und seine Ausformungen in den akademischen Kulturen u.a. Frankreichs, Deutschlands und der USA. Dabei werden auch die Schnittstellen mit anderen Disziplinen wie der Kulturgeschichte, Mentalitätsgeschichte oder der historischen Anthropologie auf der einen Seite und den fremdsprachlichen Philologien auf der anderen sichtbar. Einem starken Begriff von Kulturwissenschaft als weitgehend theoretisch begründete Einzel- oder sogar Metawissenschaft stellt der Autor (am Beispiel der Romanistik) eine Definition der Kulturwissenschaft als Teildisziplin gegenüber, deren Vorteile in einer immer wieder praktisch zu erprobenden Interkulturalität, einer hohen fremdsprachlichen und fremdkulturellen Kompetenz und einer ständigen Anwendung von kulturellem Transfer- und Übersetzungswissen liegen.

Mit Andreas Gippers Studie wird ein Zyklus von Einzeluntersuchungen zur Entstehung und Ausformung kulturwissenschaftlicher Theorie und Praxis in unterschiedlichen nationalen Kontexten eröffnet, die aber stets internationale Rezeptions-, Austausch- und Übersetzungsprozesse einbeziehen. Der Autor schließt an jüngere wissenschaftshistorische Untersuchungen an, die sich auf den Aby Warburg-Kreis und die dort postulierte Bedeutung des Nachlebens der Antike und der Renaissance bei der Entstehung der Kulturwissenschaften in Deutschland richten. Aus romanistischer Perspektive hebt Gipper dabei die Bedeutung der italienischen Renaissance als ein zentrales Deutungsmuster

hervor, dessen Kontinuität er von Jacob Burckhardts Untersuchungen zu Antike und Renaissance und seiner neuartigen Praxis des Spurenlesens in historischen Quellen bis hin zu Warburg und Cassirer nachzeichnet und das bis heute in kulturwissenschaftlichen Fragestellungen fortwirkt.

Dorothee Röseberg weist in ihrer Untersuchung auf eine wissenschaftsgeschichtlich ebenso interessante wie bedauerliche Wahrnehmungslücke in der kulturwissenschaftlichen Theoriebildung in Deutschland hin: Trotz einer intensiven kulturwissenschaftlichen Rezeption französischer Theorieproduktion in Deutschland seit den 1980er Jahren wird das Konzept ‚Kulturwissenschaft‘ selten mit französischen Theorien (etwa den Arbeiten der Annales-Schule, den Untersuchungen zum kollektiven Gedächtnis oder der neueren ‚histoire culturelle‘) verbunden. Dies führt auch dazu, dass einer der bedeutendsten Gründer einer französischen ‚kulturwissenschaftlichen Tradition‘, Émile Durkheim, vorrangig als Soziologe wahrgenommen wird und bisher weitgehend aus dem kulturwissenschaftlichen Reflexionsprozess herausfällt. Denkt man an Max Webers Bedeutung für die frühe Kulturwissenschaft, dann wird in dem Beitrag eine erstaunliche Parallelität der deutschen und der französischen Entwicklung deutlich, deren wechselseitige Übersetzung von Ideen und Konzepten erst spät erfolgte.

Dem komplexen Panorama der Cultural Studies im angelsächsischen Raum widmet sich Klaus Peter Müller. Er unterstreicht in seinem Beitrag besonders die ideologie- und sozialkritische Funktion der Cultural Studies in der Tradition der Birmingham School und betont trotz des Endes der großen Meta-Erzählungen der Moderne einen im Grunde nie verloren gegangenen aufklärerischen Anspruch, der die Kulturwissenschaft angelsächsischer Prägung kennzeichne. Die Begründung liegt in der expliziten Hinwendung der Cultural Studies zu den konkreten Lebenswelten, in ihrem Ernstnehmen der Äußerungsformen unterschiedlichster Gruppen, auch wenn es sich dabei um extreme gruppenspezifische Habitus oder massenmediale Bedürfnisse handelt, die differenziert zu untersuchen seien. Cultural Studies sind in diesem Sinne handlungsleitend und verfügen über ein reales Veränderungspotenzial.

Susanne Klengel zeichnet in ihrem Beitrag zum aktuellen Stand der Kulturwissenschaften in der internationalen Lateinamerikaforschung eine höchst kontroverse Debatte zwischen den Latin American Cultural Studies in den USA und den Vertretern der Estudios Culturales an lateinamerikanischen Universitäten nach. Angesichts einer zunehmend als hegemonial empfundenen US-amerikanischen Kulturwissenschaft, die paradoxerweise häufig ‚Subalternität‘ thematisiert, ist die Debatte der letzten Jahre von einer Absetzbewegung bei den lateinamerikanischen Intellektuellen gekennzeichnet. Vor diesem Hintergrund reflektiert die Autorin auch über die lateinamerikanistische Kulturwissenschaft im deutschsprachigen Raum, die sich in ihrem Verhältnis zur Tradition der Philologien ebenso situieren muss wie zu den Positionen der Estudios Culturales und der Latin American Cultural Studies.

Der zweite Teil des Bandes umfasst unter dem Titel ‚Kultur, Kommunikation und Übersetzung in der Weltgesellschaft‘ zunächst drei Beiträge, die sich im konkreten Sinne mit der Übersetzungsfrage befassen. Diese werden durch einen vierten Beitrag ergänzt,

der Übersetzbarkeit im Sinne eines kulturellen Verstehens kommunikationstheoretisch thematisiert. Zwei weitere Beiträge machen die Komplexität der Vorstellung von einer ‚Weltgesellschaft‘ an einem historischen und einem aktuellen Thema deutlich.

Doris Bachmann-Medick problematisiert zunächst den traditionell wohlwollenden Übersetzungsbegriff, indem sie die ‚Brücken-Metapher‘ des Völkerverständigungsdiskurses ablehnt. Im Gegensatz dazu begreift sie – wie dies in der Übersetzungstheorie seit Schleiermacher immer wieder gefordert worden ist – Übersetzung nicht als Transfer, sondern als Transformationsprozess. Vor dem Hintergrund der Globalisierung plädiert sie für eine Abkehr von bipolaren Übersetzungsmodellen und wirbt für das Konzept einer transnationalen Kulturwissenschaft, in deren Zentrum mehrstimmige, vielpolige Übersetzungsprozesse und Übersetzungsketten stehen. Ein solches Modell kulturellen Übersetzens, das sich gerade der Widerständigkeit von Übersetzungshandlungen gewahr wäre, erscheint ihr als unverzichtbares Gegenmittel angesichts eines zunehmenden Unmittelbarkeitsdiskurses in der Globalisierungsdebatte. Dem Mythos schrankenloser Kommunikation setzt sie den Hinweis auf ein ‚Dazwischen‘ entgegen, welches Übersetzung stets als eine Form des Re-writing begreift, und erörtert vor diesem Hintergrund die Notwendigkeit eines kritischen Übersetzungsbegriffs und einer veränderten Metaphorik des Übersetzens.

Andrea Pagni schließt mit einem historischen und theoretischen Beitrag über Lateinamerika als Übersetzungsraum im 19. Jahrhundert an die Thesen zu einem kulturell und geografisch verorteten Verständnis von Übersetzung und an die Überlegungen zur Übersetzung als Transformation an. Anhand von literarischen Beispielen aus den postkolonialen Gesellschaften Lateinamerikas, die bestrebt waren, Nationalliteraturen zu schaffen, weist sie die Vielschichtigkeit eines dynamischen Übersetzungshandelns in Bezug auf die europäischen Textvorlagen nach. Aus kulturellen wie strategischen Gründen wird dabei oft das Hierarchieproblem zwischen Original und Übersetzung (das implizit die Dichotomie Zentrum/Peripherie spiegelt) neu aufgeworfen, verhandelt oder gar verworfen. Vor diesem Hintergrund ist auch die abschließend von Pagni skizzierte translationswissenschaftliche Theoriebildung im Lateinamerika des 20. Jahrhunderts zu sehen.

Die Vorstellung von Übersetzung als Transformationsprozess steht auch im Mittelpunkt von Karl-Heinz Stolls Überlegungen zu Translation als ‚Kreolisierung‘. Kreolisierung wird dabei als ein Prozess der ‚cross-fertilization‘, der wechselseitigen Befruchtung zwischen Kulturen begriffen – eine Definition, die Kreolisierung und Kultur auf der einen Seite und Kreolisierung und Translation auf der anderen Seite fast zu Synonymen werden lässt. Während die Konzeptualisierung von Translation als Kreolisierungsprozess das Verständnis translatorischer Prozesse tiefgreifend verändert, wird die translatorische Praxis zunehmend auch ganz konkret durch Kreolisierungsprozesse vor ungeahnte Herausforderungen gestellt. Dies gilt insbesondere im Bereich der modernen anglophonen Literaturen und wird von Stoll am Beispiel des nigerianischen Autors Ken Saro-Wiwa und seines Romans *Sozaboy* vorgeführt.

Die Einsicht, dass sich Multikulturalität immer in Form von Überlagerungen, Kontaminierungen und Kreolisierungsprozessen vollzieht, bildet auch den Zielpunkt der

Überlegungen von Jens Loenhoff über das Verhältnis von interkultureller Kommunikationsforschung und Kulturwissenschaft. Er geht davon aus, dass Formen des Umgangs mit Alterität überwiegend alltagsweltlich und vorbegrifflich strukturiert, inkorporiert und habitualisiert sind. Gerade das Implizite kulturellen Wissens, das auch jeder wissenschaftlichen Rekonstruktion kultureller und kommunikativer Prozesse vorausliegt und in diese eingeht, bildet nicht nur bei der Analyse dieser Prozesse ein hohes Maß an Widerstand, sondern auch bei der Vermittlung interkultureller Kompetenzen. Während die Kulturwissenschaft die Genese der konkreten Alteritäts- und Identitätsmodelle historisch zu rekonstruieren habe, sei es Aufgabe der interkulturellen Kommunikationsforschung, zu zeigen, wie solche Differenzmuster kommunikativ konstruiert werden und in welchen Prozessen sie ihr performatives Potenzial entfalten.

In welcher Weise interkulturelle Prozesse schon aus strukturellen Gründen translatologisch-transformatorische Prozesse sind, machen die beiden folgenden Beiträge deutlich, die sich in unterschiedlicher Weise der Frage nach dem Verhältnis von Zentrum und Peripherie widmen.

Explizit wird diese Dichotomie im Beitrag von Véronique Porra thematisiert, der die vor allem von den Postcolonial Studies in die Diskussion eingebrachte Problematik in Bezug auf Frankreich behandelt. Dabei geht es Porra auch um eine Auseinandersetzung mit den Ausläufern eines französischen Kulturuniversalismus, der Frankreich aus historischen Gründen als Zentrum einer modernen ‚République mondiale des lettres‘ betrachtet. Dieses Modell macht sie vor allem an dem gleichnamigen Buch von Pascale Casanova fest, das gewissermaßen den letzten Versuch darstellt, die reale, aber hochproblematische Vormachtstellung von Paris im literarischen Feld der frankophonen Literatur mit einer wissenschaftlichen Legitimität auszustatten. Demgegenüber versucht Porra die Grenzen dieses Deutungsschemas aufzuzeigen und entwirft ein Panorama der frankophonen Literaturen, das bereits deutliche Elemente eines entstehenden Polyzentrismus aufweist.

Wie sehr räumliche Beziehungen die Produktions- und Rezeptionsbedingungen von Literatur bestimmen, macht auch der Beitrag von Dieter Janik deutlich, der sich mit der politischen und kulturellen Funktion von Literatur in den Nationbildungsprozessen Spanischamerikas befasst. Von Anfang an wurde der Literatur in Hispanoamerika eine zentrale Funktion bei der Schaffung moderner Nationen zugetraut. Ein umso größeres Gewicht kommt daher der Frage zu, woher diese Literatur ihre Modelle, ihre ästhetischen und diskursiven Vorbilder bezog. Während das Konzept des Volkes und der Nationalliteratur selbst wesentlich auf romantisches Gedankengut zurückgeht, konnte die romantische Überhöhung des europäischen Mittelalters kein Pendant finden. Die Literaturen der jungen hispanoamerikanischen Staaten standen insofern vor der außerordentlichen Herausforderung, integrative Konzepte nicht-homogener Nationen zu entwerfen, Konzepte die sich schließlich als außerordentlich zukunftsfähig erwiesen haben.

Der Band schließt mit drei Studien zur lebensweltlichen Bedeutung kulturwissenschaftlicher Forschung und ihrer Vermittlung. Den Auftakt bildet Michael Simons Beitrag über den Alltag als Perspektive kulturwissenschaftlichen Forschens. Nachdem das Thema

Alltag lange gebraucht hat, um sich als kulturwissenschaftliche Kategorie zu etablieren, erweist sich die ihm inhärente ‚Andacht zum Unbedeutenden‘ inzwischen geradezu als einigende Klammer für eine volkskundlich-ethnologische Forschung mit bisweilen sehr disparaten Fragestellungen und als wissenschaftliche Grundhaltung einer Kulturwissenschaft, die gerade im vermeintlich Belanglosen die Ganzheitlichkeit kultureller Semantiken aufzusuchen bestrebt ist. Dieses Programm wird von Simon beispielhaft anhand von Bären Darstellungen in westlichen Gesellschaften durchgeführt, an denen sich ein ebenso tiefgreifender wie folgenreicher Umcodierungsprozess (oder Übersetzungsprozess) nachzeichnen lässt, in dessen Verlauf ursprüngliche Naturerfahrung fast restlos in kulturelle Stereotypisierung aufgeht.

Eine solch komplexe Umcodierung steht auch im Mittelpunkt des Beitrags von Andreas Gipper und Susanne Klengel über die Festung Germersheim am Rhein als ‚lieu de mémoire‘. Im Anschluss an das viel rezipierte Konzept der Erinnerungsorte von Pierre Nora werden hier sich kreuzende widersprüchliche Erinnerungsdiskurse untersucht, die mit der im 19. Jahrhundert gegen Frankreich errichteten und ehemals stärksten deutschen Festung verknüpft waren und bis heute verknüpft sind. Sichtbar wird eine durch und durch brüchige Erinnerungskonfiguration, wie sie besonders für Grenzräume charakteristisch ist. Gerade den Grenzräumen und -orten kommt aber auch eine besondere Bedeutung bei der Konzeptualisierung einer über Nora hinausgehenden post- oder transnationalen Erinnerung zu. Gedenken und Erinnerungsverlust erweisen sich dabei einmal mehr als komplementäre Facetten der Arbeit am Mythos.

Den Abschluss des Bandes bildet der Beitrag von Ottmar Ette, der in Form von sieben Thesen zu Kulturwissenschaft und Lebenswissen ein Konzept des Lebenswissens entwirft, das die Zukunftsfähigkeit der Wissenschaft im 21. Jahrhundert in größeren Zusammenhängen und Verbänden sicherstellen soll. Ausgehend von einer Form wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens, das die Vielfalt kultureller, lebensweltlicher und ästhetischer Zusammenhänge berücksichtigt und für das beispielhaft Alexander von Humboldt steht, äußert Ette die Überzeugung, dass das Zusammenleben in Differenz die größte Herausforderung für die Menschheit im 21. Jahrhundert bilden wird. Lebenswissen ist daher immer gleichzeitig Wissen vom Zusammenleben, Herausforderung durch und Bewältigung von Redevielfalt und damit Wissen zum Überleben.

Unser Dank geht an dieser Stelle noch einmal an unsere Referentinnen und Referenten, die ihre Germersheimer Vorträge für diesen Band ausgearbeitet haben.

Besonders danken möchten wir Alexandra Dudzik für ihre unermüdliche Mithilfe bei der Einrichtung der Beiträge, bei den Redaktions- und Korrekturarbeiten. Unser Dank geht außerdem an Stephanie Fleischmann für die sorgfältige Einarbeitung der Korrekturen. Die typografische Betreuung und satztechnische Realisierung übernahm Markus Schmitz, dem an dieser Stelle ebenfalls herzlich gedankt sei. Unser ausdrücklicher Dank geht außerdem an das Zentrum für Interkulturelle Studien (ZIS) der Johannes Gutenberg-Universität Mainz für die großzügige Förderung der Publikation.